



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Japan und die Japanesen. 2. : Land und Volk.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Japan und die Japanesen.

### 2.

#### Land und Volk.

Japan, „das Reich der tausend Inseln“, stellt man sich am besten als eine Halbinsel von großen und kleinen Gilanden vor, die sich von der Diemenstraße südlich von Kamtschatka, bis zum 31. nördl. Breitengrade erstreckt. Der nördlichste Theil dieser Halbinsel, die kurlischen Inseln, vom Cap Lopatka bis zur La Peyrousestraße, sind eigentlich mehr Schrittsteine nach Japan hinüber, als Japan selbst, und obgleich die Japanesen sie als Theile ihres Reichs betrachten, scheinen sie doch keine wirkliche Autorität über dieselben zu besitzen. Erst mit der großen Insel Südjeso beginnt das eigentliche Japan, seitdem sie, früher dem Fürsten von Matsmai tributpflichtig, unter einem kaiserlichen Statthalter steht. Der eigentliche Schwerpunkt der Macht des Reichs liegt aber in der großen Insel Nippon oder Nippon, wo sich sowol die geistliche wie die weltliche Hauptstadt befindet, und in der Nachbarinsel Kiu-Siu, mit Nangasacki, dem einzigen Hafen, in welchem Europäer zugelassen werden; die kleinere Insel Sifok füllt die Lücke zwischen diesen beiden wichtigsten Theilen des Reiches aus. Außerdem zählen die japanesischen Geographen noch 3—4000 Inselchen und Klippen zu den Besitzungen des Sohnes der Sonnengöttin. Die Bevölkerung wird sehr verschieden von 15 bis 45 und 50 Millionen Seelen angegeben; 25 bis 30 Millionen erscheint jedoch nicht unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß das Land gesund, nicht unfruchtbar und wohl bebaut ist, daß es zahlreiche Dörfer und Städte hat, unter letztern Miaco mit 500,000, und Jeddo mit vielleicht 2 Millionen Einwohnern, und daß es sich seit zwei Jahrhunderten eines ungestörten Friedens erfreut. Das Land ist schwer zugänglich wegen der steilen Küsten und der vielen Inselchen und verborgenen Klippen, welche es wie ein Gürtel umgeben, und deren Gefährlichkeit durch die heftigen Stürme und die dicken Nebel, die sich häufig einstellen, noch vermehrt wird. Sein Anblick aber ist, wenn man näher kommt, nach Siebold's Schilderung reizend und eigenthümlich. Mit frischem Grün überzogene Hügel, bis auf den Gipfel bebaut, schmücken den Vordergrund, und hinter ihnen erheben sich blaue Bergspitzen in scharfen, malerischen Umrissen. Aus der blauen Meeresfläche steigen hie und da schwarze Klippen empor, und die steilen Felsenwände der Küste glänzen in dem goldnen Lichte der Morgensonne. Weiter landeinwärts steigen fleißig bebauete Terrassen die Abhänge der von grotesken Felsengruppen gekrönten Berge hinauf; auf den schönsten Höhenpunkten stehen in schattenreichen, parkartigen Gainen die Tempel der Götter, und immergrüne Eichen, Cedern und

Lorbeerbäume bilden herrliche Wälder, während hübsche weiße Häuser das Ufer und zahlreiche Fahrzeuge die Buchten beleben. Das Innere des Landes ist von hohen Gebirgsrücken durchzogen, aus denen sich mehrere zum großen Theil noch thätige Vulkane erheben, unter andern der schöne Berg Fuffjamma, an Gestalt und Größe dem Pik von Teneriffa vergleichbar. Siebold, der mehr Gelegenheit hatte, das Innere des Landes zu sehen, als seine Vorgänger, giebt in seinem Werke eine große Anzahl von Ansichten, die einen bessern Begriff von der pittoresken Phystognomie des Landes geben, als die ausführlichste Beschreibung.

Die Japanesen gehören, wie ihre Gesichtsbildung und ihre Farbe verräth, der mongolischen Race an, sie sind aber gewiß das edelste Glied derselben. Geistig und körperlich sind sie von unvergleichlich größerer Energie als die Chinesen; sie sind kräftig, gewandt und abgehärtet, und in der Jugend nicht unschön, wie mehrere der von Siebold mitgetheilten Portraits beweisen. Mild und höflich im geselligen Umgange, sind sie doch blutig grausam als Gesetzgeber und im Kriege, dabei voll abenteuerlichen Muths und kühler Todesverachtung. Unversöhnliche Rachgier, Hinterlist und Argwohn sind Flecken ihres Charakters, der auf eine seltsame Weise rauhe Barbarei und Ritterlichkeit in sich vereinigt. Einen großen Theil ihrer Bildung haben sie von den Chinesen, deren Schrift sie auch zuweilen gebrauchen; ihre Sprache aber ist mit der chinesischen nicht im Mindesten verwandt. In der Astronomie haben sie viel von den Holländern gelernt, und ihre natürliche Begabung hat sie in den Stand gesetzt, von den gelehrtesten Werken, die man aus dem Holländischen übersetzt hat, Nutzen zu ziehen. Ueberhaupt besitzen sie bei größerer Auffassungsfähigkeit nichts von der eiteln Selbstgefälligkeit, welche die Chinesen alles Fremde ungeprüft verachten lehrt. Besonders geschickt sind die Japanesen in der Verfertigung von Stahl und schneidenden Waffen, und in lacirten Waaren unübertrefflich. In der Landwirthschaft zeichnen sie sich durch unermüdlichen Fleiß und eine durchdachte Düng- und Bewässerungsmethode aus. Sie sind kühne und gewandte Schiffer, aber eine aus politischen Rücksichten erlassene Regierungsverordnung, die Schiffe so schwach am Hintertheil zu bauen und das Ruder so einzuhängen, daß hochgehende Wogen ersteres zertrümmern und letzteres wegreißen müssen, gestattet ihnen nicht, sich weit von den Küsten weg zu wagen.

Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich, und besteht aus einer Anzahl von losen und weiten Kutten von Leinen, Baumwolle oder Seide, die übereinander getragen und nur von einem Leibgürtel zusammengehalten werden. Die langen und weiten, unten zugebundenen und herabhängenden Ärmel dienen in ihrem untern Theile als Tasche. Nur die lebhaftere Farbe und reicheren Stickereien unterscheiden die weibliche Kleidung von der männlichen. Die Männer tragen bei feierlichen Gelegenheiten ein Ehrenkleid, eine Art Mantel von eigenthümlicher Form; die vornehmere Klasse zeichnet sich durch zwei kurze Schwerter

aus, die sie an einer Seite über einander trägt; die mittlere Klasse führt nur eins, und den niederen Ständen ist diese Waffe auf das Strengste verboten. Am Wesentlichsten unterscheiden sich äußerlich Männer und Frauen durch die Art das Haar zu tragen. Erstere scheeren sich Stirn und Scheitel, binden das hinten stehen gelassene Haar zusammen und ziehen es in einem Knoten über den kahlen Scheitel nach vorn. Die Buddhapriester und die Aerzte scheeren sich den Kopf kahl. Die Frauen binden ihr reiches, kohlschwarzes Haar zu einer Art Turban zusammen, durch welche sie 15 Zoll lange, fein gearbeitete und glänzend polirte Stücke Schildkrot stecken. Das Gesicht ist sehr stark geschminkt; verheirathete Frauen schwärzen sich die Zähne und raufen sich die Augenbrauen aus.

Kein Japanese, Mann oder Weib, kann den Fächer entbehren, den Jedermann in der Hand oder im Gürtel trägt. Selbst Soldaten und Priester sind damit versehen. Gäste nehmen die bei einem Besuch ihnen dargebotenen Leckerbissen auf den Fächer; der Bettler streckt, um Almosen flehend, dem Vorübergehenden den Fächer entgegen. Der japanessische Stutzer schwingt ihn wie der europäische das Stöckchen; dem Schulmeister dient er als Züchtigungsmittel, und für den vornehmen Verbrecher ist das Darbieten eines Fächers auf einem besonders geformten Teller ein sicherer Vorbote des Todes: in dem Augenblick, wo er den Kopf nach dem Fächer vorstreckt, durchschneidet das Hengerschwert ihm den Hals.

Kein wichtiger Vorfall im Leben des Japanesen geht ohne ein bezeichnendes Ceremoniell vorüber. So wie das Weib eines Japanesen sich für schwanger erklärt, wird ihr ein rother Creppshawl um den Leib gebunden, zum Andenken an die kaiserliche Amazone Sin-Gu-Kwo-Gu, die vor 16 Jahrhunderten gesegneten Leibes an die Spitze des japanessischen Heeres trat, als der Tod ihren Gemahl, den regierenden Mikado, mitten in den Vorbereitungen zu einem Feldzug gegen Kwea hinwegraffte. Nach der Entbindung kann die Wöchnerin nicht die Ruhe des Wochenbettes genießen, sondern sie muß, unter den Armen mit Reissäcken unterstützt, aufrecht sitzen bleiben, und darf neun Tage und neun Nächte lang kein Auge schließen, um nicht etwa im Schlafe aus der vorgeschriebenen Stellung zu gerathen. Bis zum hundertsten Tag nach der Geburt des Kindes gilt die Mutter für krank, und erst dann übernimmt sie wieder die Birthschaft und dankt den Göttern durch eine Wallfahrt für ihre Genesung.

Am 31. Tage nach seiner Geburt, wenn es ein Knabe, am 30., wenn es ein Mädchen ist, empfängt das Kind im Tempel des Familiengottes unter großen Feierlichkeiten seinen ersten Namen, den es schon mit dem 7. Jahre, wo es den Gürtel anlegt, mit einem neuen vertauscht. Dieses Namenverwechseln tritt auch später wieder ein, mit jedem neuen Schritt im Leben, mit jeder Beförderung im Amte, und sogar wenn der Vorgesetzte denselben Namen hat, wie der Untergebene. Den ersten Unterricht erhalten die Kinder in Elementarschulen, wo selbst der Niedrigstgeborene lesen und schreiben lernt. Die Kinder vornehmerer Aeltern

kommen alsdann in höhere Bildungsanstalten um in alle Geheimnisse des guten Tons und der Etiquette eingeweiht zu werden. Zu den Unterrichtsgegenständen gehört die Istanost genannte, d. h. die Kunst, Thee zu bereiten, und ihn mit Anstand und Grazie zu serviren, und mit Annuth zu genießen, ferner eine gründliche Kenntniß des Kalenders, und der glücklichen und unglücklichen Tage des Jahres; vor Allem aber müssen die Jünglinge die erhabene Wissenschaft des Hara-Kiri, „der glücklichen Abfertigung“ studiren, d. h. die schwierige Kunst sich den Bauch aufzuschneiden, und zwar nicht nur das Wie, sondern auch das Wann— in welchen Fällen ein Cavalier freiwillig seinem Leben ein Ende machen muß, entweder um einem entehrenden Tode zu entgehen, oder seine Erben vor den nachtheiligen Folgen desselben zu schützen.

Berliebt sich ein Japanese in ein Mädchen, so befestigt er an ihrer Thür einen Zweig von *Celastrus aleatus*. Läßt seine Auserwählte den Zweig unangerührt verwelken, so ist seine Liebe hoffnungslos; wenn sie aber seine Liebe erwidert, so schwärzt sie sich auf der Stelle die Zähne; das höchste Liebeszeichen, das Ausraufen der Augenbrauen, wird bis zum Hochzeitstag aufgespart. Bei den Ehen wird sehr streng auf Standesgleichheit zwischen den beiden Ehegatten gesehen, und eine Mißheirath gilt für eine untilgbare Schande. Die gesellschaftliche Stellung der Frauen ist in Japan besser, als im übrigen Orient. Sie werden in keinen Harem eingesperrt, nehmen an allen Vergnügungen ihrer Familien Theil und machen die Honneurs ihres Hauses. Ihre Keuschheit steht unter dem Schutze des eigenen Ehrgefühls und der Furcht vor dem Tode, mit dem jeder Verstoß gegen die eheliche Treue unfehlbar bestraft wird. An Bildung stehen sie den Männern nicht nach, und die japanische Literatur zählt mehrere Schriftstellerinnen unter ihre schönsten Zierden. Aber so hoch auch ihre gesellschaftliche Stellung ist, ihre rechtliche ist null. Sie stehen ihr ganzes Leben lang unter der Vormundtschaft ihrer männlichen Verwandten, haben keine gesetzlichen Rechte, können vor Gericht kein Zeugniß ablegen, und müssen sich gefallen lassen, daß ihr Gatte Maitreffen als gleichberechtigte Frauen in sein Haus einführt; auch besitzt der Mann unbeschränktes Scheiderecht, während die Frau unter keiner Bedingung die Trennung von ihrem Gatten verlangen kann. Von der strengen Ansicht, welche die Japanesen über weibliche Ehe haben, sticht es sehr seltsam ab, daß man nicht die Freudenmädchen, sondern blos die Bordellwirthin, als unehelich betrachtet, und daß diese Mädchen wegen ihrer Schönheit und Bildung nicht ungern zur Ehe genommen werden. Die Schande ihres frühern Lebenswandels fällt nicht auf sie, sondern auf ihre Aeltern und Verwandte, die sie in ihrer Jugend, ehe sie sich noch selbst eine Lebensbahn auswählen konnten, in die öffentlichen Häuser verkauft haben.

Das Leben der japanesischen Damen und Herren wird sehr wenig durch Geschäfte gestört, denn selbst die Beamten haben, da jedes Amt mehrfach besetzt ist,

nicht viel zu thun, und sie können daher ihre Zeit ziemlich gleichmäßig zwischen den Pflichten ceremonieller Höflichkeit und geselligen Vergnügungen theilen. Erstere bestehen hauptsächlich in Briefe wechseln und Geschenke machen, worüber, wie über alles in Japan, die umständlichsten Gesetze bestehen. Es giebt besondere Gelegenheiten, wo die Art der zu machenden Geschenke unabänderlich bestimmt ist; andere, wo ihre Auswahl dem Geber überlassen ist; doch ist es stets Regel, daß der Höherstehende nützliche Sachen, der Untergeordnete dagegen Raritäten und Tändeleien schenkt. Zwischen Gleichstehenden ist der Werth der Gabe gleichgiltig; ein paar Buch Papier, oder ein Duzend Eier genügen, wenn sie nur in einem hübschen, mit Seidenschuur zugebundenen Kästchen und auf einem hübschen Teller präsentiert werden. Jedem Geschenk fügt man die glückverkundende Schleife von buntem Papier bei, niemals aber darf ein Scheibchen getrockneter Fisch von der geringsten Sorte fehlen, das als Erinnerung an die frühere frugale Lebensweise der Japanesen, auch auf jede Tafel kommt.

Außer Gastmahlen und Thees, die sich weniger durch Aufwand in den vorgesezten Gerichten, oder durch besondere Heiterkeit der Unterhaltung, als durch die Kostbarkeit des auf den Tisch kommenden lackirten und Porzellangeschirrs auszeichnen, kennen die Japanesen auch ungezwungenere Gesellschaften, wo die Hauptunterhaltung in einer dem europäischen Ohre unerträglichen Musik und in Tanz, oder in Gesellschaftsspielen besteht. Karten und Würfel sind verboten, dafür spielt man Schach und Dame und eine Art Mora, mit großer Leidenschaft. Auch Trinkspiele kommen vor, bei denen eine lärmende Fröhlichkeit herrscht, und bei denen sich die jüngern Japanesen abwechselnd in Saki (Reisbier) berauschen, und in Thee wieder ernüchtern, bis sie bestunungslos nach Hause geschafft werden.

Im Sommer nehmen die gesellschaftlichen Vergnügungen häufig die Form von Land- und Wasserpartien an, um die schöne Gegend zu genießen, und man wählt meistens die sehr angenehm gelegenen Tempel zu Sammelpunkten. Man unterhält sich mit Musik und Tanz, und miethet auch wol, wenn die eigenen Kräfte nicht ausreichen sollten, Musikanten, Jongleurs, Tänzer u. von Profession. Dazu kommen noch Erzähler, die sich von ihren Collegen im übrigen Orient sehr bedeutend unterscheiden. Sie erzählen nicht etwa Märchen, sondern die Chronique scandaleuse der Stadt, die in Erfahrung zu bringen sie große Mühe aufwenden. Mit der Pflicht, die Gesellschaft zu unterhalten, verbinden sie noch eine andere; sie müssen nämlich als Muster der Höflichkeit und feinen Erziehung dienen, um den Ton der ihrer Dienste bedürfenden Gesellschaft zu heben. Beiden nicht sehr verträglichen Obliegenheiten sollen sie auf wahrhaft bewundernswerthe Weise nachkommen, und obgleich sie als Spasmacher sich die rohesten Hanswurstiaden erlauben, vergessen sie sich doch nie, und nehmen im geeigneten Augen-

blick ihr feines Benehmen wieder an, um die ganze Gesellschaft zur Ordnung und zum Anstand zurückzurufen.

Der Tod macht dem Japanesen nicht weniger Umstände, als das Leben. Häufig verstreicht zwischen dem Sterbetage und der Bestattung eine ziemlich lange Zeit. Viele vornehme Japanesen sterben Naybun (heimlich) — entweder natürlichen Todes, oder durch eigene Hand. Stirbt Einer, während er im Besitz eines Amtes ist, so wird sein Tod verheimlicht — er ist Naybun — und das Leben seiner Familie geht seinen gewöhnlichen Gang, bis der Sohn sich den Heimfall der erledigten Stelle gesichert hat. Ist ein Beamter sehr verschuldet, so geschieht dasselbe zu Gunsten seiner Gläubiger, welche seinen Gehalt bekommen, während er, obgleich sein Tod Jedermann bekannt ist, dem Namen nach noch lebt. Auch das früher erwähnte Bauchausschlügen geschieht manchmal Naybun, wenn die Familie aus der Verheimlichung des Todes Nutzen zu ziehen hofft.

Zum ersten öffentlichen Zeichen der Trauer werden sämtliche Thüren und Läden auf den Kopf gestellt und die Kleider umgewendet. Ein Priester nimmt neben der Leiche Platz. Der Familie erlaubt die Sitte nicht, an den Vorbereitungen zum Leichenbegängnisse Theil zu nehmen, da man bei ihr einen zu großen Schmerz über den erlittenen Verlust voraussetzt, als daß sie sich um das kleinliche Detail der Leichenbesorgung bekümmern könnte, und die vertrautesten Freunde übernehmen daher diese Geschäfte, so wie das nicht weniger mühevoll des Empfangens der Condolenzbesuche, die aber nie die Schwelle überschreiten, da das Haus vom Todestag an unrein ist. Bei der Gruft wird, wie bei den Chinesen, besonders Sorge getragen, daß kein Wasser hineindringt. Die Trauerfarbe ist weiß, und die nächsten Verwandten des Verstorbenen bleiben 13 Monate nach seinem Tode unrein; die Trauer im Allgemeinen dauert aber bloß 49 Tage.

Ueber das Schicksal des Verstorbenen jenseits des Grabes sind die Ansichten in jeder religiösen Secte verschieden. Denn obgleich der Sintuismus so weit die anerkannte Staatsreligion ist, daß sich alle andern Secten wenigstens äußerlich ihr anschließen müssen, haben doch Buddha und Confuzius zahlreiche Verehrer, und auch Mahomed und Brahma zählen nicht wenige Gläubige. Das Christenthum ist, wie schon früher erwähnt, blutig ausgerottet worden, und auf des Strengste verboten.

Da der Sintuismus die Grundsäule der japanischen Staatsverfassung ist, und der Mikado seine Herrschaft von ihm herleitet, müssen wir ihm einige Worte widmen. Nach den Japanesen erhob sich aus dem ursprünglichen Chaos ein höchster Gott, der im obersten Himmel wohnte — wie sein etwas langathmiger Name Ameno-mi-naka-nusimo-kami besagt — und viel zu groß war, um sich in seiner göttlichen Ruhe durch irgendwelche Sorgen stören zu lassen. Nach ihm entstanden zwei schaffende Götter, welche die Welt aus dem Chaos gestalteten, aber die Erde noch ungeschaffen ließen. Sieben himmlische Götter hinter einander

regierten dann die Welt viele Myriaden Jahre lang, bis der letzte derselben die Erde, oder vielmehr Japan, und 8 Millionen Götter erschuf, die Regierung der Welt aber seiner Lieblingstochter, der Sonnengöttin, übergab, die nur 250,000 Jahre regierte, worauf ihr 4 Halbgötter mit einer Regierungszeit von 2,091,042 Jahre folgten. Der letzte derselben nahm eine sterbliche Gattin, und erzeugte mit ihr einen Sohn, den Urahn der Mikados.

Alle diese Götter sind aber zu hoch, um sich um die irdischen Angelegenheiten bekümmern zu können, und der practische Japanese wendet daher sein Gebet nicht direct an sie, nicht einmal an die Schutzgöttin des Landes, die Sonnengöttin, sondern an die Kamis, Naturgeister oder Heroen und Heilige, deren Anzahl selbst einen Katholiken in Erstaunen setzen würden, denn die japanische Mythologie kennt von ersteren 492, von letzteren nicht weniger als 2640. Ihnen wird während 11 Monaten des Jahres Verehrung gezollt, während des zwölften aber kann man nicht zu ihnen beten, denn dann sind sämmtliche Kamis auf Besuch am Hofe des Mikado. Sie werden in Mias oder Tempeln verehrt, in denen auch ihr Bild aufbewahrt wird, ohne jedoch Gegenstand der Verehrung zu sein. Der Sinto verrichtet sein Gebet kniend vor einem im Tempel angebrachten Spiegel, und so deutlich er seine Züge in demselben erblickt, so klar sind dem Gotte, zu dem er betet, die Flecken und die Wünsche seiner Seele. Reinheit der Seele, des Herzens und des Körpers, Beobachtung der Festtage, Pilgerfahrten und Verehrung der Kamis sind die hauptsächlichsten religiösen Pflichten des Sinto. Sein Lohn jenseits ist ein glückseliges Leben im Paradies unter dem 33. Himmel, der Wohnung seiner Götter; die Bösen irren nach dem Tode umher, bis sie ihre Verbrechen gesühnt haben.

Die Tempelwächter, die Kaminusi, sind die einzige eigentliche Priesterschaft der Sintus. Sie dürfen sich verheirathen, und ihre Frauen sind Priesterinnen, und verrichten verschiedene gottesdienstliche Gebräuche. Außer durch die Tracht des Haars, welches sie nicht scheeren, und durch einen besonders gestalteten Hut unterscheiden sich die Kaminusi in nichts von den Laien; nur bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen legen sie ein besonderes Kleid an. Ihre Kaste gehört zu den vornehmern und ist berechtigt, zwei Schwerter zu tragen.

Außerdem giebt es zwei Blindenorden, die ebenfalls zu den Geistlichen zählen, obgleich die Mitglieder des einen derselben ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Musik verdienen, und selbst im Theater spielen. Die Entstehungsgeschichte dieser beiden Orden ist so romantisch, und die des einen so charakteristisch für die Japanesen, daß wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Der Ursprung des ersten dieser Orden, Buffaz Sato, hat mit der Religion nichts zu thun, sondern knüpft sich an eine Liebesgeschichte. Vor vielen Jahrhunderten stiftete ihn Senmimar, Sohn des Mikado Jengins, der schönste aller Menschen, weil er sich um den Verlust einer ihm an Schönheit gleichkommenden

Prinzessin von kaiserlichem Geblüt, die er liebte, blind geweint. Dieser Orden Buffas Sato bestand schon mehrere Jahrhunderte, als in dem verheerenden Bürgerkriege des 12. Jahrhunderts der berühmte Held Joritomo den aufrührerischen Fürsten Feki im Kampfe erschlug, und seinen Feldherrn, Kaketijo gefangen nahm. Dieser Feldherr war in ganz Japan hochberühmt, und der Sieger gab sich alle mögliche Mühe, die Freundschaft des Gefangenen zu gewinnen; er behandelte ihn mit der größten Achtung, und bot ihm zuletzt die Freiheit an. Kaketijo gab zur Antwort: Ich kann Niemanden lieben, als meinen erschlagenen Herrn. Ich bin Euch Dankbarkeit schuldig, aber Ihr seid Schuld an Fürst Feki's Tod, und ich kann Euch nicht ansehen, ohne den Wunsch zu fühlen, Euch zu tödten. Das Glück hat mich so verlassen, daß ich Euch, um Euch für Eure Güte gegen mich zu danken, nichts geben kann als die Augen, welche Euch so Böses wünschen.“ Damit riß er sich die Augen aus, und bot sie Joritomo auf einem Teller dar. Voll von Bewunderung über solchen Heroismus schenkte ihm Joritomo die Freiheit, und Kaketijo zog sich in die Einsamkeit zurück, und gründete den zweiten Blindenorden der Fekisata. Der General beider Orden residirt in Miaco, am Hofe des Mikado.

Eine dritte geistliche Genossenschaft sind die Jammobos, eine Art Bettel-eremiten, die den Ruf eines besonders heiligen Lebenswandels und der Geschicklichkeit in magischen Künsten beanspruchen, die sie mit großem Erfolg für ihre Beutel zur Heilung von Krankheiten anwenden.

Der reine Sintucultus zählt verhältnißmäßig nur wenige Befenner, denn der seit langer Zeit aus Indien herübergekommene Buddhismus hat ihm viel Boden abgewonnen, und die bei weitem zahlreichere Hälfte der Sintus hat sehr viel von ihm entlehnt. Durch das Vorgeben, daß die Sonnengöttin eine Incarnation Budda Amidas, des höchsten Gottes der Buddhisten sei, hat er seine Lehre mit den politischen Bedürfnissen der Mikadodynastie versöhnt, und sich eine sichere Stellung im Staate erworben, wenn er sich auch der Form nach dem Sinducultus anschließen muß. Die Abneigung der Japanesen, Thiere zu tödten, und die Unehrlichkeit der Fleischer, Gerber u. s. w., ist wahrscheinlich dem Einfluß des Buddhismus zu verdanken, dem wegen der Seelenwanderung das Leben des Thieres heilig ist.

Um dem Leser ein möglichst deutliches Bild von dem Volkscharakter der Japanesen zu geben, fügen wir noch einige Anekdoten bei, welche ein helles Licht auf ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, auf ihre unversöhnliche Rachsucht, ihren unerschrockenen Muth, ihre Geringschätzung des Menschenlebens, aber auch auf ihre hingebende Treue und ihre Erfindsamkeit werfen. Wir lesen sie aus den verschiedenen Schriftstellern, die über Japan geschrieben haben, zusammen.

Im Jahre 1630 kam ein kleines japanisches Fahrzeug nach der Insel Formosa, welche damals der holländischen Compagnie gehörte. Der damalige Gouver-

verneur der Insel behandelte die Fremdlinge schlecht, die sich bei ihrer Rückkehr nach Japan darüber beklagten, und Genugthung für den nicht allein ihnen, sondern auch ihrem Fürsten angethanen Schimpf forderten. Da der Fürst sich außer Stande sah, die gewünschte Rache zu nehmen, redete ihn seine Leibwache folgendermaßen an: „Wir wollen Eure Person nicht länger bewachen, wofern uns nicht verstattet wird, Eure Ehre wieder herzustellen; nichts als das Blut des Uebertreters kann diesen Fleck abwaschen; befehl, und wir wollen den Kopf des Verbrechers abhauen, oder ihn lebendig hierher bringen, damit er nach Guerin Güttdünken und seinem Verdienste bestraft werde. Sieben von uns sind genug; weder die Gefahren des Meeres, noch die Stärke der Besatzung, noch die Anzahl seiner Leibwache sollen ihn vor unserm Zorn schützen.“ Nach erhaltener Erlaubniß und vorsichtig angestellter Ueberlegung kamen die Rächer nach Formosa. Wie sie zur Audienz beim Gouverneur Einlaß erhielten, zogen alle sieben auf einmal ihre Säbel, nahmen den Gouverneur gefangen, und brachten ihn rasch auf ihr Schiff. Dies tollkühne Unternehmen geschah mitten am hellen Tage, im Angesicht der Wache und der Leute im Hause, ohne daß einer von diesen aus Bestürzung es wagte, sich zur Befreiung seines Herrn zu rühren, dessen Kopf die Japanesen in demselben Augenblick gespalten hatten.

Wie schwach der Faden ist, an dem das Leben jedes japanesischen Beamten hängt, geht aus folgendem Vorfall hervor. Im Jahre 1808 faßte Capitän Bellw von dem englischen Kriegsschiff Phaeton den Plan, die jährlich nach Japan segelnden holländischen Handelschiffe zu kapern. Als er sich der Bucht von Nangasacki näherte, und man sein Schiff vom Lande aus erblickte, näherten sich ihm wie gewöhnlich zwei Boote, das eine von holländischer, um die vermeintlichen Landsleute zu begrüßen, das andere ein japanesisches, um die Geißeln, die jedes in den Hafen segelndes fremde Schiff geben muß, in Empfang zu nehmen. Das holländische Boot war eine kleine Strecke voraus, und segelte arglos auf das die holländische Flagge führende Schiff los, als ihm von da aus ein Boot entgegen kam, es unerwartet enterete, und die holländischen Beamten auf das Schiff entführte. Der japanesische Polizeibeamte und die Dolmetscher, auf das Aeußerste bestürzt über eine so unerwartete und unbegreifliche Katastrophe, kehrten zurück, um Bericht abzustatten. Der Statthalter von Nangasacki, dem das Verschwinden von zwei seiner Obhut anvertrauten Fremden den Kopf kosten mußte, befahl den beiden Gobanogossis, die gefangenen Holländer wiederzubringen, oder lebendig nicht wiederzukommen, und schickte dann nach dem damaligen holländischen Oberfaktor Doeff, um Aufklärung über den Vorfall, und die Mittel, die Gefangenen zu befreien, zu erlangen. Doeff erwiederte, daß das Schiff wahrscheinlich ein englisches Kriegsschiff, die Freilassung der Holländer aber, als Civillisten, wahrscheinlich durch Unterhandlungen zu erlangen sei. Unterdessen aber segelte der Phaeton ohne Lotsen in den Hafen, und die Japanesen, ganz bestürzt

über dieses beispiellose Unterfangen, erhoben ein lautes Geschrei, daß die Fremden auf Desima lossegelten.

Der Statthalter, der jetzt für seine ganze Faktorei zu fürchten anfang, befahl allen Holländern, sich mit ihren werthvollsten Sachen in sein Haus zu flüchten, um dort wenigstens so sicher wie er selbst zu sein. Sie fanden ihn im fürchterlichsten Zorne, und er empfing Doeff mit den Worten: „Seid ruhig, Dopperhoofd, ich will Euch Eure Holländer selbst wieder zurückschaffen.“ Bald darauf kam ein Brief von einem der Gefaperten, mit der Botschaft, daß das Schiff ein englisches sei, und Lebensmittel und Wasser verlange.

Der Statthalter erklärte seine entschiedene Abneigung, dieses Verlangen zu erfüllen, und traf mit großem Eifer Anordnungen, seinen allgemeinen Instructio- nen gemäß, das fremde Fahrzeug zu vernichten. Zu allererst schickte er nach den Truppen des nächsten Postens, den der Fürst von Fizen zu stellen hatte, und der aus tausend Mann bestehen sollte; aber es waren nur 50—60 Mann da, und selbst der Befehlshaber war abwesend. Diese Unterlassungssünde dritter Personen besiegelte das Schicksal des Statthalters, aber er betrieb deshalb seine Bemühungen, die Holländer zu befreien, nicht minder energisch, und sein Plan, dies Ziel durch Unterhandlung zu erlangen, war echt japanesisch. Sein Oberschreiber kam zu Doeff, mit der Meldung, daß er Befehl habe, die Gefangenen zurückzubringen; und gab auf die Frage: Wie? zur Antwort: da das Schiff sich der Holländer verrätherischer Weise bemächtigt hat, werde ich mich ganz allein an Bord begeben, und mit den stärksten Bethenerungen der Freundschaft den Capitän zu sprechen verlangen, um von ihm die Freilassung der Holländer zu fordern, und falls er mir sie verweigert, erst ihn und dann mich niederstoßen.“ Nur die Vorstellungen Doeffs, daß eine solche That die Ermordung der Holländer durch das wüthende Schiffsvolk unfehlbar nach sich ziehen würde, konnte den Gouverneur mit vieler Mühe von diesem abenteuerlichen Plane abbringen.

Einer der gefangenen Holländer kam jetzt, auf Ehrenwort entlassen, an's Land, um die verlangten Lebensmittel zu holen. Er brachte die Nachricht, daß der englische Capitän sich nach den holländischen Schiffen erkundigt, und gedroht habe, jeden Versuch, ihn zu täuschen, mit der Hinrichtung der beiden Gefangenen und der Verbrennung sämmtlicher Fahrzeuge in der Bucht zu bestrafen. Der Statthalter zeigte sich im höchsten Grade abgeneigt, den an's Land gekommenen wieder fort zu lassen, gab aber nach langem Zureden, des Zurückgebliebenen wegen, nach. Er übergab ihm auch Lebensmittel und Wasser, aber eine ganz kleine Quantität, um das Schiff hinzuhalten, bis er die Feindseligkeiten eröffnen könne. Capitän Pellew, der sich überzeugt hatte, daß die gesuchten Schiffe nicht in der Bucht waren, und dem der erhaltene Proviant genügte, schickte nun die beiden Holländer wieder an's Land. Ihre Freilassung war für die beiden Polizeibeamten, die immer noch rathlos um das Schiff ruderten, Rettung vor sicherem Tode.

Der Phaeton aber ging, während der Statthalter die thätigsten Vorbereitungen zur Eröffnung des Kampfes traf, und von allen Seiten Truppen zusammenzog, unter Segel, und verließ die Bucht ohne Lossen, wie er gekommen war.

Die Holländer durften jetzt nach Desima zurückkehren, und für sie war alle Gefahr vorbei. Anders war es mit den Japanesen. Der Statthalter hatte, allerdings ohne es zu beabsichtigen, seine Instructionen verlegt, indem er den fremden Eindringling hatte entchlüpfen lassen, und er fühlte, daß er seine Pflicht versäumt hatte, weil er den Zustand der Küstenwache nicht untersuchte. Für einen Japanesen giebt es über den unter solchen Umständen einzuschlagenden Weg kein Besinnen. Die Katastrophe wird von Doeff folgendermaßen erzählt:

„Der Statthalter kannte das seiner wartende Schicksal so gut, daß er, als wir kaum eine halbe Stunde fort waren, sein Haus um sich versammelte, und sich in der Anwesenheit aller seiner Angehörigen den Leib aufschlugte. Die Befehlshaber der nachlässig befundenen Posten, die nicht Offiziere des Sjoguns, sondern des Fürsten von Fizen waren, folgten seinem Beispiel, und retteten so ihre Verwandten vor unausbleiblicher Entehrung. Daß ihre Pflichtversäumniß die strengste Strafe gefunden hätte, geht daraus hervor, daß der Fürst von Fizen, obgleich er sich nicht in seiner Provinz, sondern auf Befehl des Sjogun in Jeddo aufhielt, 100 Tage Gefängniß erhielt, weil die von ihm eingesetzten Beamten seinen Befehlen nicht gehörig nachgekommen waren. Der junge Sohn des Statthalters von Nangasaki steht dagegen jetzt in hoher Gunst bei Hofe, und begleitet ein ehrenvolles Amt. Um ihn einigermaßen für den Verlust seines Vaters zu entschädigen, bat der Fürst von Fizen, da die Pflichtversäumniß der unter seinem Befehl stehenden Posten hauptsächlich an dem tragischen Vorfall Schuld war, den Staatsrath um Erlaubniß, dem Sohne des unglücklichen Statthalters von Nangasaki 2000 Kobis (ungefähr 17000 Thaler) schenken zu dürfen. Es wurde ihm nicht nur dieß gestattet, sondern auch die eben so unerwartete wie unerbetene Erlaubniß hinzugefügt, ein wiederholtes Ansuchen ihm zu ersparen, und das Geschenk jährlich zu erneuern. Diese Erlaubniß, die einem Befehl gleich zu achten war, zwang den Fürsten von Fizen, den verwaisten Kindern des Statthalters eine Leibrente auszusahlen.“

Folgender Vorfall aus der japanesischen Geschichte giebt ein gutes Beispiel von dem wilden Heroismus und der standhaften Dankbarkeit des Volks. Während des Bürgerkriegs zwischen Gongen und dem Gatten seiner Enkelin Hydejosi war der Fürst von Toza ein getreuer Anhänger des letztern, und hatte bei der Bestiegung desselben das Unglück in des Usurpators Hand zu fallen. Dieser ließ ihm erst die Hände abhacken — in den Augen der Japanesen die entehrendste Strafe die es giebt — und dann enthaupten. Der Fürst hatte einen neunjährigen Sohn, Marabozu Tschuja, der sogleich beschloß den Tod seines Vaters zu rächen, fühlte aber, daß bei seiner zarten Jugend die Ausführung seines Entschlusses für jetzt unmöglich sei. Mit der Zähigkeit eines Japanesen wartete er

bis zur Thronbesteigung von Gongens Urenkel, Minamoto-no-jeje-mitsu, 1651, wo er die Stelle eines Befehlshabers der Pikeniere Jorinobos, des neuen Sjoguns Dunkel, erhielt. Jetzt glaubte Tschuja die Gelegenheit zur Rache ergreifen zu müssen. Er schwor sich mit Jiosiß, dem ehemaligen Lehrer Jorinobos, das ganze Geschlecht Gongens auszurotten, und das Reich zwischen sich und Jiosiß zu theilen. Die Verschwörung hatte schon zahlreiche Anhänger gefunden, als Tschuja, der seine Rachepläne fast 50 Jahre in seinem Busen bewahrt hatte, sich durch eine Unvorsichtigkeit verrieth, und der Sjogun Befehl ertheilte die beiden Hauptverschwörer wo möglich lebendig zu verhaften, um weitere Bekenntnisse von ihnen zu erpressen. Es gelang bei Tschuja, der in Jeddo wohnte. Man machte vor seiner Thür Feuerlärm, und als er heraustrat, wurde er überfallen, und nach hartnäckiger Gegenwehr, — er tödtete zwei der Häscher, — überwältigt. Seine Gattin hörte den Lärm, ahnte die Ursache, und beeilte sich die Papiere ihres Mannes, die viele Fürsten und andere Vornehme des Landes in der Verschwörung compromittirten, zu verbrennen. Ihre Geistesgegenwart wird jetzt noch in Japan bewundert, und will man einem geistesstarken Weibe eine ganz besondere Ehre erweisen, so vergleicht man es mit Tschuja's Gattin. Glücklicher als Tschuja entging Jiosiß der Verhaftung durch das gewöhnliche Mittel des Selbstmords; aber zwei seiner Freunde, Isejemon und Fatsijemon, wurden festgenommen und verhört. Sie erkannten bereitwillig ihre Theilnahme an einer Verschwörung an, die sie für ruhmvoll hielten, weigerten sich aber, Theilnehmer zu nennen. Nun wurden sie Foltern unterworfen, deren Beschreibung die Haut schauern macht, über die wir aber nicht mit Stillschweigen hinweg gehen dürfen, wenn wir einen richtigen Begriff von der Standhaftigkeit und der Wildheit des japanesischen Charakters geben wollen.

Zuerst überklebte man Tschuja, Isejemon und Fatsijemon mit feuchtem Thon und legte sie dann auf heiße Asche, bis der sich durch das Trocknen zusammenziehende Thon das Fleisch mit zahllosen Wunden zerriß. Kein Einziger verzog eine Miene, und Fatsijemon, der wie ein Mohawk unter den Händen blutdürstiger Profesen seine Peiniger verhöhnte, sagte: „Ich habe eine lange Reise gemacht, und die Wärme ist gut für meine Gesundheit; meine Gelenke werden dadurch geschmeidiger, und meine Glieder gewandter.“ Da diese Marter ihren Zweck nicht erreichte, machte man Jedem einen 8 Zoll langen Einschnitt in den Rücken, und goß siedendes Kupfer hinein, und nach dem Erkalten grub man dieses Kupfer wieder aus, so daß es das daran hängenbleibende Fleisch mit wegriß. Auch dadurch ließ sich die Standhaftigkeit der Opfer nicht erschüttern. Fatsijemon nannte die Tortur eine neue Art Moga, eine von den japanesischen Aerzten angewendete Cautesfirungsmethode; und Tschuja sagte zu dem Richter, der ihn aufforderte, weitere Qualen sich durch Nennung seiner Mitschuldigen zu ersparen: „Kaum war ich neun Jahr alt, so beschloß ich meinen Vater zu rächen, und mich des Thrones zu bemächtigen.“

Mein Muth ist so unerschütterlich, wie eine unsrer Mauern. Ich troge allem Eurem Wig! Erfindet neue Qualen, meine Standhaftigkeit spricht ihnen Hohn.“

Die Regierung gab die Hoffnung auf, auf diesem Wege neue Entdeckungen zu machen, und beschloß, die Strafe an den Opfern, die in ihre Hand gefallen, zu vollstrecken. Es waren, außer den drei Obgenannten, noch 31, die meistens nur als Freunde und Verwandte der Verschworenen verdächtig waren, und so mit in ihr Schicksal verwickelt wurden. Sieben davon waren Frauen, und natürlich befand sich Tschuja's Gattin unter den Opfern. In einem langen Zuge wurden sie zum Tode geführt, und als sie auf dem Hinrichtungsplatze ankamen, drängte sich ein zwei kostbare Schwerter tragender Mann durch die Menge und redete den mit der Beaufsichtigung der Hinrichtung beauftragten Richter folgendermaßen an: „Ich bin Sibata-Sabrobe, der Freund Tschuja's und Jiosij's. Da ich weit entfernt von hier wohne, habe ich erst vor Kurzem von ihrer Verschwörung gehört, und bin sofort nach Jeddo geeilt. Bis jetzt habe ich mich verborgen gehalten, in der Hoffnung, der Sjugun werde in seiner Gnade Tschuja verzeihen; da er aber jetzt sterben soll, so bin ich gekommen, um ihn zu umarmen, und, wenn es sein muß, mit ihm den Tod zu leiden.“ — „Du bist ein edler Mann,“ gab der Richter zur Antwort „und ich wollte, alle Welt wäre wie du. Ich brauche nicht erst des Statthalters von Jeddo Erlaubniß abzuwarten, um deine Bitte zu gewähren; du kannst Tschuja Gesellschaft leisten.“

Die beiden Freunde sprachen eine Zeit lang ungestört mit einander; dann holte Sibata einen Krug Saki, den er mitgebracht, und sie tranken sich darin zum Abschied zu. Beide weinten. Tschuja dankte seinem Freunde mit großer Innigkeit, daß er noch einmal gekommen, ihn zu sehen. Sibata erwiderte: „Unser irdischer Körper gleicht der prächtigen Blume Asagawa, die mit Tagesgrauen aufblüht, und so wie die Sonne aufgeht, verwelkt; oder der Eintagsfliege Nogero. Aber nach dem Tode werden wir uns in einer bessern Welt wiederfinden, wo wir uns nie wieder trennen.“ Darauf stand er auf, verließ Tschuja, und dankte dem Richter für seine Nachsicht.

Die Gefangenen wurden nun an Kreuze geheftet, und durch Bauchaußsüßigen hingerichtet. Aber auch die Frauen starben mit der größten Standhaftigkeit. Als sie ausgelitten, trat Sibata abermals vor den Richter und bot ihm seine beiden Schwerter mit den Worten dar: „Dir bin ich Dank schuldig für die Unterredung mit meinem hingeschiedenen Freunde; und ich fordere Dich jetzt auf, mich bei dem Sjugun anzuklagen, damit ich wie Tschuja den Tod leide.“ — „Verhüten die Götter, daß ich solches thue!“ rief der Angeredete aus. „Du verdienst ein besseres Schicksal, denn während alle seine andern Freunde nur für ihre Sicherheit sorgten und sich versteckt hielten, meldest Du Dich kühn, um ihn zum Abschied zu umarmen.“

Das Schicksal eines andern der dieser Verschwörung Verdächtigen, giebt

ein schönes Beispiel von der hingebenden Treue der Japanesen. Seit der Vernichtung von Tschuja's Papieren fehlte es an allen schriftlichen Beweisen gegen die Theilnahme an dem Complot; aber der Umstand, daß Jioszj, der eine so wichtige Rolle dabei spielen sollte, Lehrer, und Tschuja Officier des Jorinobo gewesen, mußte diesen Fürsten bei dem argwöhnischen Sjojun verdächtig machen. Man fing eine Untersuchung gegen ihn an, ohne zu einem Ziel zu kommen, als sein Secretair Karmosejemon mit der Erklärung hervortrat, daß er allein von dem ganzen Haushalt des Fürsten in die Verschwörung eingeweiht sei; zur Bestätigung seiner Aussage schlug er sich den Bauch auf. Die Folge dieser Selbstaufopferung war, daß Jorinobo, obgleich immer noch verdächtig, unangefochten am Hofe von Jeddo blieb; und daß ein verdächtiger Fürst so durchkommen kann, zeigt, wie sehr der japanesische Despotismus durch Gesetz und Herkommen beschränkt ist. Einige Generationen später wurde Jostmorim, ein Nachkömmling Jorinobo's, Sjojun, und legte die Dankbarkeit seiner Familie für die Rettung ihres Abns dadurch an den Tag, daß er die Nachkommen Karmosejemon's zu den höchsten Würden des Staats erhob, und letztere in der Familie erblich machte.

Schließlich noch ein Beispiel von mechanischem Genie bei einem ungebildeten Japanesen, welches zugleich zeigt, daß die die einzelnen Rangklassen trennenden Grenzen doch zuweilen zu überschreiten sind. Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die englischen Kreuzer den holländischen Schiffen den Verkehr mit Japan zu gefährlich machten, engagirten die Holländer amerikanische Schiffe, um durch die neutrale Flagge ihre Waare zu decken. Eines derselben, mit Kupfer und Kampher beladen, wollte Nachts den Hafen von Nangasaki verlassen, rannte aber auf einem Felsen auf, wurde leck und versank. Die Mannschaft kam glücklich an's Land, und der amerikanische Capitän, die holländische Faktorei und die Behörde von Nangasaki gingen nun zu Rathe, wie das Schiff wieder heraufzubringen sei.

„Zuerst faßte man den Plan,“ erzählt Doeff, „durch japanesische Taucher das Kupfer heraufholen zu lassen; aber das einströmende Wasser hatte den Kampher geschmolzen und die dadurch entbundenen erstickenden Dünste kosteten zwei Tauchern das Leben. Der Versuch, das Schiff zu erleichtern, mußte aufgegeben werden, und jeder Versuch, es ohne Entladung heraufzuheben, war fehlgeschlagen, als ein einfacher Fischer aus dem Fürstenthum Fizen, Namens Kijemon, es gegen Wiedererstattung der Auslagen zu thun versprach; wenn es ihm nicht gelänge, wollte er nichts haben. Die Leute lachten den Mann aus, der vielleicht jezt zum ersten Male ein europäisches Schiff sah; aber er ließ sich nicht irre machen. Er befestigte auf beiden Seiten des gesunkenen Schiffes 15 oder 16 Bugsirboote, und verband sie unter einander mit Stützen und Balken. Dann bei günstiger Springfluth kam er selbst mit einem japanesischen Handelsfahrzeug, das er auf ähnliche Weise am Hintertheil des gesunkenen Schiffes befestigte, und setzte im Augenblick der höchsten Fluth jedes Segel auf jedem Boote bei. Der schwerbeladene Kauffahrer

erhob sich aus dem Meere, kam von dem Felsen los, und wurde an den flachen Strand bugsiert, wo er in aller Bequemlichkeit ausgeladen und ausgebeffert werden konnte. Kijemon erhielt nicht nur seine Auslagen zurückerstattet, sondern der Fürst von Fizen gab ihm Erlaubniß, zwei Schwerter und als Wappen einen holländischen Hut und zwei holländische Tabakspfeifen zu tragen.“ Ob die Holländer dem Fischer für den geleisteten wichtigen Dienst durch eine solidere Belohnung dankten, sagt Herr Doeff nicht.

## Die bildende Kunst in München.

### 4.

Wenn man von der deutschen Schule spricht, so wäre es allerdings zu erwarten, daß zunächst nach Cornelius, Overbeck und Veith, seine Zeitgenossen, genannt worden wären. Da aber hier keine bedeutenden Werke derselben vorhanden sind, so gehe ich, sie auf später versparend, zu Schnorr über, der ebenfalls Zeitgenosse desselben, obgleich jünger als die vorgenannten — in München den weitest aus größten Theil seiner Wirksamkeit entfaltet hat. In einer zahlreichen Reihe von Bildern wurden von ihm bekanntlich die Nibelungensage, die Geschichte Carls des Großen, Friedrich Barbarossa's und Rudolph's von Habsburg in der neuen Residenz bearbeitet. Von diesen, meist durch seine Schüler in Fresko und encaustisch gemalten Compositionen würden die zum Nibelungenlied am meisten befriedigen, obgleich man auch in den andern den großen schwungvollen Historienmaler nirgends verkennt. Wenn auch nicht mit der Kraft und Tiefe des Cornelius, zeigt er uns doch überall den, seinen Stoff beherrschenden, mit Einsicht und richtigem Gefühl für den Geist desselben begabten Meister, dem man, neben so viel wahren und schön empfundenen Figuren manche etwas zu pathetische ans theatralische gränzende Gebärde, manche Ueberschwänglichkeit überhaupt um so eher zu Gute halten muß, als sich überall so viel in Composition, Zeichnung und Charakteristik Gelingenes darauf findet, welches besonders an die Raphael'schen Figuren der spätesten Zeit erinnert; z. B. in seinem Fest zu Mainz, im Einzug Barbarossa's etc. finden wir überall Anklänge an den Burgbrand, den Heliodor, die Constantin's-Schlacht, die zu treffen, nur erfreuen kann. Seine einzelnen Gestalten aus dem Nibelungenlied gehören in Bezug auf gelungene Individualisirung zum Besten, was die Münchner Kunst geschaffen. Besonders erfreulich ist auch das große landschaftliche und decorative Talent des Meisters, das sich die Titianischen Landschaften und die Architekturen des Veronese mit seiner poetischen Auffassung und Zeichnung, wenn auch nicht mit dem wunderbaren Farbenreiz derselben vergleichen

darf. — Letzterer ist, wie bei der Schule überhaupt, so auch bei Schnorr nicht zu finden, so wenig, als eine gründlich durchgebildete Modellirung, zu der es die Eile, mit der die Arbeit durch den König meist betrieben wurde, niemals kommen ließ.

Am meisten findet man sie noch bei Heinrich Heß entwickelt, demjenigen Meister der Schule, der seine künstlerischen Eigenschaften am meisten in ein schönes wohlthuendes Gleichgewicht zu bringen und damit vortreffliche Resultate zu erzielen gewußt hat. — So sind denn aus dessen Malereien in der Hofcapelle, noch mehr aber aus denen der Basilica Werke geworden, in denen sich die technischen Fortschritte der Schule am meisten bemerkbar machen, die einen schönen, wahren, ja edlen Eindruck überall machen müssen, wenn man in ihnen eine hervortretende Eigenthümlichkeit auch am wenigsten finden mag. — Eine höchst ehrenwerthe hausbackene Tüchtigkeit ist es, die uns aus den Werken dieses Malers anspricht, innig ohne Schwung, edel ohne groß, trefflich ohne blendend, wahr ohne gerade sehr individuell in der Auffassung oder eigenthümlich in der Darstellung zu sein. — Besonders rühmenswerth ist sein Colorit. In der Hofcapelle noch etwas schwarze Schatten zeigend, steigerte er dasselbe in der Basilica zu einer höchst wohlthuenden Klarheit und Harmonie, wie sie außer ihm und seinem vortrefflichen Genossen Schraudolph keiner der andern Meister erreichte, sodas die Schule ihm nach dieser Seite hin einen entschiedenen Fortschritt verdankt, der jüngere Meister wie Kaulbach und Schraudolph nur eine feinere und gründlichere Durchbildung der Modellirung und Rundung der Gestalten beizufügen brauchten, um ihr Alles zu geben, dessen Mangel ihr vorzugsweise noch mit Recht vorgeworfen werden kann. —

Aller dieser technischen Ausbildung entbehrend, welche Heß zu so großem Verdienste gereicht, muß Bonaventura Genelli doch zu den genialsten, eigenthümlichsten Künstlern unserer Zeit gerechnet werden, weil ihm eine Fülle poetischer Begabung und plastischen Formensinn innewohnt, wie sie nur wenigen verliehen wurde. — In der Art seiner Auffassung und Zeichnung überall Michel Angelo'sche Einflüsse verrathend, die er mit der Antike auf eine merkwürdige Weise durch seine eigentlich keiner bestimmten Zeit noch Nation angehörenden, aller Individualisirung entsagenden Gestalten zu vereinen weiß, entwickelt er eine dämonische Macht in der Erfindung seiner dem romantischen Gebiete angehörenden, eine Fülle der schönsten Anschauungen in dem des griechischen Göttermythus entnommenen Stoffen; hat man erst gewagt, sich ihm anzuvertrauen und das oft Abstoßende seiner Productionen zu übertragen, so führt er uns in eine gänzlich neue originelle Welt, die nichts mit der irgend eines jetzt existirenden Künstlers gemein hat, so entschieden und wohlthätig er auch auf viele derselben eingewirkt. — In Allem, was er macht, bekrundet sich jener große Blick des ächten Historienmalers, der überall das Zufällige vom Wesentlichen zu trennen und uns das letztere,

durch die Befreiung von dieser Zuthat erhöht und veredelt, wiederzugeben weiß. Sein Leben eines Wütlings, einer Hexe, sind Bildergaben von gewaltiger unheimlicher Macht, in seinen Compositionen zu Dante findet sich ein Ueberfluß von meisterhaften Bildungen, sein Homer, Aesop unter den Hirten und unzählige andere Arbeiten dieser Art offenbaren uns ein Verständniß des antiken Lebens, wie es selbst Cornelius nicht in gleichem Grade besitzt, da er zu specifisch deutsch und schroff ist, um sich so ganz die Formen dieser heitern Welt aneignen zu können. —

Leider ist Genelli durch die Ungunst des Schicksals verhindert gewesen, seine geniale Eigenthümlichkeit jemals in großen monumentalen Productionen zu entfalten, vielleicht war die Art derselben am meisten an diesem Mißgeschick Schuld da sie ihn der großen Masse fast ganz unverständlich machte. Den Mangel an Individualisirung derselben habe ich schon berührt, so daß seine Figuren meist ohne Kopf z. B. genau dasselbe ausdrücken würden als mit demselben, was wol den großen Historienmaler, aber auch eine Lücke seines Talents anzeigt. Noch minder werden ihm die unschöne Art seiner Drapirungen, die am meisten denen des Michel Angelo in seinen Sculpturen gleichen, (welche selten nur den zehnten Theil des Werthes seiner herrlichen gemalten haben), und gewisse Manierirtheiten seiner Zeichnung verziehen, die jedem Schüler auffallen, der darum auf den Meister herabsehen zu können glaubt, — am wenigsten aber sein Hang zur übermäßigen Anwendung der Symbolik und zu geschraubten und frostigen Allegorien, den er mit der ganzen Schule theilt. Mir ist unbegreiflich, wie noch Künstler an diesem Genre Gefallen finden können, nachdem sie doch täglich an den Werken ihrer Vorgänger sehen, mit welcher Gleichgültigkeit, ja Abneigung auch der Gebildete sich von der Enträthslung dieser Bilder-Rebus abwendet, wie höchstens die schönen Gestalten derselben ihm ein Interesse abgewinnen können, das mit der vorgestellten Idee nicht im geringsten Zusammenhange steht. —

Ich gebe zu, daß man wenigstens bei der monumentalen Kunst weder der Symbolik, noch allegorischer Vorstellung ganz sich wird entschlagen können, wenn man sie dann aber nur mit so viel Oekonomie anwenden wollte, als dies Raphael und Michel Angelo gethan haben, — wie denn z. B. die Nacht des letztern am Grabmal der Medicäer wol eine unübertreffliche Personification dieses Begriffs genannt werden kann, die niemals ihre Wirkung verfehlen wird.

Tritt uns die Hinneigung zum Hellenismus in Genelli unter allen lebenden Künstlern am auffallendsten entgegen, so finden wir dagegen bei Schwind die ausgesprochen deutschesten Formen, die sich unmittelbar an unsere alte Kunstschule, an Dürer, Adam Kraft, Peter Vischer anschließen, und nur den reizendsten Schönheitsstun als Bereicherung dazubringen. Kein deutscher Künstler kann sich größeren und originelleren Formensinn rühmen als Schwind, der Humorist unter denselben. Was bei Kaulbach scharfe, äzende Satyre ward, verklärt sich

bei Schwind zur liebenswürdigsten, graziösesten Heiterkeit. Ich wüßte seinen Reichthum an Gestalten nur mit dem Mozarts an Melodien zu vergleichen, die schönsten, scherzhaftesten und übermüthigsten entquillen seinem Griffel mit gleicher Leichtigkeit, wie der Lerche ihre schmetternden Triller. — Sein großer Kinderspiel in einem Festsaale der Residenz wird ewig das Meisterwerk derselben bleiben, seine Einweihung des Freiburger Münsters im neuen Kunstgebäude in Karlsruhe immer eine der schönsten Compositionen der Art, die die neuere Kunst hervorgebracht; sein Rhein, eine der lieblichsten Allegorien, deren unendliche Heiterkeit jedes Herz erwärmen muß, und welche sinnige, naive, anmuthige, scherzhafte Welt sproßt aus seinen unzähligen Compositionen zu deutschen Märchen und Sagen, aus seinem herrlichen Bildercyclus zur Geschichte des Schwanenritters in Hohen Schwangau, aus seinem Ritter Curt und tausend andern hervor, denn eine größere spielendere Leichtigkeit der Production möchte wohl niemals zu finden gewesen sein. — Der Aufenthalt in Italien hat Schwind gelehrt, den ganzen schwellenden rhythmischen Reiz italischer und griechischer Kunst auf deutsche Formen überzutragen, Ghiberi's, Benozzo Gozzoli's Liebenswürdigkeit für unsern rauhen Boden zu gewinnen. Niemand hat glänzendere Widerlegungen gegen den Satz geliefert, daß deutsche, besonders modern deutsche Trachten und Körperbildungen der künstlerischen Verarbeitung unübersteigliche Hindernisse böten. Nur Ludwig Richter ist in diesem Genre sein würdiger Nebenbuhler geworden, während sein in engere Kreise gewöhntes Talent in allem Uebrigen ihm den Vortritt willig ließ.

Sind auch Scherz, Lust und Schönheit vorzugsweise seine Genien, so ist er doch nicht minder auch des Ernstes und des Ausdrucks der Leidenschaften fähig; seine Zeichnung gewinnt den Reiz feinsten Individualisirung, denn die kleinsten charakteristischen Züge liefert ihm sein herrliches Formengedächtniß, mit dem reinsten und harmonisch edelsten Styl. — Es kann nicht verkannt werden, daß es die Besonderheit seines Talents zu sein scheint, mehr schöne Arabesken um ein gegebenes Thema zu machen, als in die Mitte eines Stoffs zu greifen, und die ganze sittliche Macht desselben zur Erscheinung zu bringen. Ebenso wenig dürfen wir verschweigen, daß dieselbe Abschwächung der Wirkung durch die Ausführung im Malen wie bei Cornelius und Kaulbach auch bei ihm mehr oder weniger stattfindet; daß seine Formen, statt durch dieselbe belebter, stumpfer werden, und daß, wenn die Grazien den innigsten Bund mit seinem Griffel geschlossen haben, sie doch schwerlich jemals auf seiner Palette gefessen haben, deren Farben allerdings in Del des Lebens entbehren, während dies beim Fresco viel weniger hervortritt, und nicht störender wirkt als z. B. bei dem ebenerwähnten Benozzo Gozzoli, dessen Bilder seit Jahrhunderten die Freude der Gebildeten ausmachen; ja man kann wohl sagen, daß Schwind's ganz jenem großen Italiener verwandtes Talent, denselben an Schönheit und Correctheit der Zeichnung weit übertrifft, ohne hinter ihm in der Colorirung zurückzustehen.

Trog der Mängel einer unvollständigen Bildung, die ihm wie fast der ganzen Schule ankleben, und die ursprünglich in dem richtigen Gedanken ihren Grund hatten, daß die Kunst durch den Materialismus ihres Schaffens zu Grunde gegangen und nur durch Vorherrschendmachung ihres geistigen Theils, also zunächst der Auffassung, Darstellung und Zeichnung wieder zu neuem Leben erweckt werden könne, bildet Schwind nächst den Helden Cornelius und Overbeck, mit Genelli, Kaulbach, Peter Heß und Ludwig Richter denjenigen Kreis genialer Maler, denen unsere deutsche Malerei die größte Erweiterung und Bereicherung, sowohl des Kreises der Stoffe als ganz besonders ihrer charakteristischen Formen verdankt, so daß man diese Männer als die Grundsäulen dieses stolzen Baues betrachten kann. —

Die beiden letztern so interessanten und bedeutenden Künstler ausführlicher zu besprechen, muß ich mir um so mehr für ein ander Mal vorbehalten, als sie in keinem so unmittelbaren Zusammenhange mit den großen Historienmalern stehen, die den Hauptgegenstand dieser Mittheilung bilden, und doch viel zu bedeutend sind, als daß ich mich entschließen könnte, sie nur flüchtig zu skizziren. — Ebenso muß ich mir aus demselben Grunde versagen, Ihnen von den eigentlichen Genremalern Münchens viel erzählen zu wollen, obwohl auch unter ihnen bedeutende Talente wie Philipp Folz, Kirner, Flüggen, Geyer zc. deutlich den guten Einfluß der Historienmalerei auch auf ihre Auffassung zeigen und darin sowie in ihrer Technik deutsch und eigenthümlich geblieben sind, während eine nicht geringe Zahl, besonders der Jüngern, vorgezogen hat, sich einstweilen an belgische und französische Meister zu lehnen, ihren deutschen Charakter, das Streben nach gesunder Composition, feiner Individualisirung, naiver Grazie und zum Styl erhöhter Form, nach innigem Gefühl, Kraft und Humor, wie sie theils dem einen, theils dem andern der vorerwähnten Meister vorzugsweise eigen sind, aufzugeben, um Lichteffecten oder melodramatischen Wirkungen nachzulaufen, damit aber für die nationale Kunst jede Erheblichkeit zu verlieren. — Es ist vorauszu- sehen, daß eine solche Verirrung auf dem gesunden Münchner Boden nicht lange anhalten wird; ich erspare mir daher Mittheilungen aus diesem Gebiete auf spätere Zeit; eben so über die Schule der Münchner Landschaftler, die in neuerer Zeit so ungemeine Fortschritte auch in der Technik der Delmalerei gemacht haben, nachdem schon durch des leider zu früh vom Tode hinweggerasteten Kottmann Vorgang, Größe und Ernst der Auffassung, meisterhafte Zeichnung und feiner Natursinn ihr gemeinsames Eigenthum geworden waren, so daß sich jetzt die Namen eines Heinelein, Morgenstern, Schleich, Alb. Zimmermann, den Besten aller Zeiten an die Seite setzen dürfen.